

I. Kapitel

Eine Widmung und ein Briefwechsel

Im Mai des Jahres 1745 waren in Rom die Straßen nach den Feiern zum Pfingstfest wieder leerer geworden, die meisten Pilger waren abgereist, die Sonne strahlte und die Menschen genossen den Frühling. Papst Benedikt XIV. saß seit fünf Jahren auf dem Stuhl Petri und galt noch als jung im Amt. Nach den Feiertagen fiel eine Last von ihm ab. Er war auch heute um fünf Uhr morgens aufgestanden, hatte sich, wie er es zu tun pflegte, in eine Kirche begeben, um die Messe zu lesen. Dann machte er einen Spaziergang, um sich frisch zu erhalten, bevor er sich um die anfallenden Aufgaben seines Amtes kümmerte, manchen Besucher empfing und Akten las, die ihm seine Mitarbeiter vorbereitet hatten.

Sein Sekretär brachte an diesem Morgen im Mai die Post, die aus zahlreichen Ländern eingetroffen war. Benedikt XIV. pflegte eine umfangreiche Korrespondenz, er hatte sich den Ruf eines Gelehrten und Freundes der Künste erworben und so wandten sich auch viele Schriftsteller und Wissenschaftler mit ihren Bitten und Empfehlungen an ihn, oft auch durch Vermittlung von Priestern am Vatikan. Von allen Seiten kamen neue Veröffentlichungen, besonders französische Werke. Sein Sekretär, Monsignore Benvenuto Angelini, warf die Briefe etwas lässig auf den Tisch, er bildete daraus zwei Haufen, und Papst Benedikt sagte zerstreut:

„Was gibt es denn heute, verehrter Monsignore? Ist irgendetwas Interessantes unter den Zuschriften, die wir erhalten haben?“ Benvenuto Angelini, ein hagerer, hochaufgeschossener Mann, der einen asketischen Eindruck machte und dessen Augen in tiefen Höhlen lagen, der aber erst kurz vor Vollendung seines 40.

Geburtstages stand, blickte angestrengt vor sich hin, und sagte:

„Viele Briefe aus dem Ausland sind darunter, deren Bedeutung ich kaum einschätzen kann, weil die Namen mir unbekannt sind.“ Benedikt nahm den zuoberst liegenden Brief zur Hand.

„Dann werde ich selbst mal nachsehen, wer mir da alles geschrieben hat.“ Er überlegte einen Moment, ob ihm der Name etwas sage und legte das Schreiben dann zur Seite. So verfuhr er auch mit drei anderen Briefen, bis er einen dann auch wirklich las und zum Sekretär Angelini sagte, wie dieser verfahren solle.

„Schreibt ihm, daß ich mich sehr für ihn freue, daß ich ihm den guten Erfolg seiner Forschungen wünsche und so weiter.“ Dies wiederholte sich einige male in ähnlicher Form, und er wollte die Durchsicht der Korrespondenz schon beenden, als der Sekretär ihn darauf hinwies, daß draußen vor der Tür Kardinal Passionei mit einem Anliegen und einem besonderen Briefe warte. So ließ ihn der Papst hereinrufen, begrüßte ihn und fragte ihm, was sein Begehre sei.

Kardinal Passionei war von großer Statur, hatte leuchtende Augen und war eine ehrwürdige Erscheinung. Er hatte ein Päckchen in der Hand, das er dem Papst vorlegte. Dieser öffnete es und zog ein kleines Bändchen heraus.

„Mohammed“ las der Pontifex und erkannte die Unterschrift in dem beiliegenden Schreiben: Voltaire. So viel erfaßte Benedikt aus den Zeilen, daß ein französischer Schriftsteller dieses Namens sein jüngstes Drama ausdrücklich dem Papst gewidmet habe, weil ihm dessen Liebe zu den Künsten und Wissenschaften bekannt sei. Dann schlug Benedikt das Büchlein auf und fand tatsächlich auf der ersten Seite die gedruckte Zueignung.

Der Papst fragte mit leiser Stimme: „Kennt Ihr den Schriftsteller Voltaire, der Name sagt mir kaum etwas, es muß ein Franzose sein und er scheint mir prominent zu sein.“ Monsignore Benevenuto Angelini bückte sich und studierte nun ebenfalls den Brief und das Bändchen und schüttelte mehrmals den Kopf.

„Das ist wirklich kaum zu glauben, Eure Heiligkeit. Der Mann ist für seine Spöttereien, einen Hang zur Kritik an der Kirche und seinen frivolen Lebenswandel bekannt und widmet Euch eines seiner Werke. Was ist nur in diesen alten Gauner – Ihr verzeiht diesen Ausdruck – gefahren? Manche werden sagen, daß er im Grunde seines Herzens doch ein guter Christ zu sein wünscht, und daß manches an seinen kirchenfeindlichen Aussagen sich nur an Äußerlichkeiten aufhängt. Dieser Brief ist in der Tat eine Sensation.“ Kardinal Passionei hatte dabei gestanden und versuchte nun, das Bild von dem Schriftsteller etwas milder zu schildern:

„Ich habe mit dem Mann seit geraumer Zeit Briefe ausgetauscht. Er ist ein bedeutender Schriftsteller und seine Theaterstücke lösen regelmäßig Begeisterungstürme aus. Ich halte ihn für einen Stern am Firmament der gegenwärtigen Literatur.“ Der Sekretär des Papst trat einen Schritt vor und wollte nun seinerseits dieses Bild des Schriftstellers wieder korrigieren, doch der Papst hatte wenig Lust zu einem Disput, hob die Hand zum Zeichen, daß er schweigen sollte. Der Pontifex hatte eine Weile wie gebannt dagesessen, lehnte sich nun auf seinem Stuhl zurück und dachte nach.

„Wir müssen ihm antworten,“ brach es aus ihm hervor.

„Ich werde ihm ein Medaillon schenken, ein paar Zeilen dazu schreiben, und mich bedanken,“ sagte der Pontifex und befahl seinem Sekretär, sich sofort hinzusetzen und an Voltaire einige Sätze zu schreiben, die Benedikt ihm diktierte. Dem Kardinal Passionei dankte er für seine Weitergabe des Bandes und entließ ihn mit warmen Worten.

Der Brief Voltaires war die Überraschung des Tages. Der Sekretär erzählte die Geschichte weiter und auch Papst Benedikt berichtete in einigen Audienzen von der Nachricht. Der Pontifex hatte offenbar Interesse daran, dies zu verbreiten, denn der Brief war doch eine schöne Anerkennung der Welt für seinen Dienst als Stellvertreter Christi. Und so drang dieses Gerücht auch bis zu einigen Zeitungsleuten durch, die von der aufsehenerregenden Widmung

und dem Brief in ihren Gazetten berichteten. Der Ruf des Pontifex als Freund der Künste wurde erneut bestätigt, der berühmte Montesquieu hatte ihn schon den Papst der Gelehrten genannt.

Voltaire galt damals schon als einer der einflußreichsten Literaten seiner Zeit, König Friedrich von Preußen stand mit ihm ebenfalls in brieflichen Kontakt, der Schriftsteller hatte auch schon Einiges erdulden müssen, so war er elf Monate im Alter von 23 Jahren in der Bastille, dem berüchtigten Gefängnis, inhaftiert gewesen, auch hatte er drei Jahre im englischen Exil verbracht, und in einer seiner Schriften hatte er die dortigen Verhältnisse gelobt und in Gegensatz zu denen in Frankreich gestellt. Dies hatte ihm der französische König sehr übel genommen und so war er erneut mit Gefängnis bedroht. Doch dies alles vermehrte nur seinen Ruhm und Voltaire war aufs Land geflüchtet, um aus dem Bannkreis des französischen Hofes zu geraten. Dort weilte er in Cirey in der Champagne an der Grenze zu Lothringen als Gast der Emilie du Châtelet, die mit einem Marquis verheiratet war, aber dennoch die Geliebte des Schriftstellers und auch seine Muse wurde. Die Gastgeberin war eine gebildete Frau, verfasste auch selbst bedeutsame Werke und sie war auch der gute Stern Voltaires, der seine Bücher in fleißiger Arbeit aufs Papier warf.

Der Schriftsteller war sehr angetan von der Antwort Benedikts auf seine Widmung und seinen Brief und sprach darüber bei einem Abendessen mit seinen Gastgebern:

„Benedikt XIV. ist ein Papst nach meinem Gusto, er widmet sich der Kunst und den Wissenschaften, er ist offenherzig, gütig, aufrichtig und redlich, ich habe sogar gehört, daß er Wanderungen kreuz und quer durch die Stadt Rom unternimmt wie ein einfacher Monsignore und sich mit Männern der niederen Stände unterhält, er scheint auch Witz und Esprit zu besitzen, wie es heißt,“ sagte er, während er an der Tafel saß und an einem Hühnerbraten kaute. Emilie du Châtelet runzelte die Stirn und meinte:

„Aber vielleicht ist dies nur eine Finte, um die Literaten für die

Kirche zu gewinnen, denn die Nachfolger des Heiligen Petrus sind doch alle Menschenfischer, wie es schon im Evangelium steht.“

Voltaire legte den Knochen auf den Teller ab und sagte:

„Bei mir hat der Papst da wenig zu lachen, wohl freue ich mich, daß er mir persönlich schreiben ließ und mir ein Medaillon geschenkt hat, aber der Großteil der Geistlichen ist doch eher verstockt und huldigt dem Aberglauben. Ich schaue schon genau hin und klopfe den Dienern Christi auf die Finger, ob sie auch fähig sind, andere Anschauungen zu dulden und ein gutes Einvernehmen zu pflegen, oder aber ob sie engstirnig sind und nur ihren Weg als den Einzigen zum Heil sehen.“ Damit hatte Voltaire seine Ansicht ausgesprochen, und auch der Marquis ließ sich nun vernehmen:

„Lieber Voltaire, es ist für uns eine Ehre, daß der Papst an unser Anwesen einen Brief gerichtet hat. Denn noch immer sind die Nachfolger Petri in den Augen der Menschen etwas Außerordentliches und aller Bewunderung wert. Ein Literat ist hingegen ein Schreiberling und bleibt dies auch, mag er noch so einflußreich sein und mag selbst der König vor ihm zittern.“ Voltaire verzog die Miene, denn er hörte es ungern, wenn jemand seinen Stand herabwürdigte, aber er war nun einmal ein Mann der Feder, der die Unsitten seiner Zeit aufspießte und dem Gelächter preisgab. Damit hatte er sich aber auch schon oft Feinde gemacht. Nun war er durch den Brief des Papstes, diese Aufmerksamkeit von höchster Stelle, milde gestimmt.

„Du sollst Gott und den Nächsten lieben, das ist nun mal das ganze Evangelium, aber die Geistlichen haben so viel Aberglauben darum gewoben, daß sich kaum einer mehr auskennt. Auch ich versuche, eine guter Christ zu sein, wenn mir auch die Kirche mit ihren Bräuchen gestohlen bleiben kann. Aber an Papst Benedikt kann ich durchaus manches Gute finden und er scheint mir ein verständiger Mann zu sein, der auch fähig ist, andere Wege zum Heil anzuerkennen.“ Und so beschloß Voltaire, dem Papst erneut

zu schreiben und sich höflich für das Geschenk zu bedanken. Dies war er seinem Rufe schuldig und der Schriftsteller sorgte auch dafür, daß diese Korrespondenz mit dem Pontifex ausreichend bekannt wurde.

In Paris stieg das Ansehen Voltaires plötzlich beträchtlich an, vor allem am Hof des Königs sprach sich der Briefwechsel herum und selbst König Ludwig XV. sah nunmehr den Literaten in einem besseren Licht. Die Aura des Papstes trug das Ihre dazu bei, und das Gewicht der mehr als ein und ein halbes Jahrtausend währenden Herrschaft der Nachfolger des heiligen Petrus fiel in die Waagschale. Die Reformation hatte dem kaum Abbruch tun können, wohl hatte die katholische Kirche eine Weile gebraucht, um sich vom Verlust zahlreicher Gläubiger zu erholen, auch der dreißigjährige Krieg hatte das Ansehen der Religion noch einmal sinken lassen, doch dann begann mit der katholischen Reform, schon vorher eingeleitet mit dem Tridentinischen Konzil, der Wiederaufstieg der Kirche. Aber nun gefährdete nach den Triumphen des Barock die Aufklärung ihre Position.

Der Sekretär des Papstes sah den erneuten Brief Voltaires als eine Bestätigung, denn auch dieser Schriftsteller hatte in Kreisen der Freidenker und Aufklärer ein hohes Ansehen und wenn nun auch dieser Mann dem Papst huldigte, so war dies ein großer Propagandaerfolg für den Pontifex. Freilich gab es auch einige Kirchenleute, die die Nase rümpften über das Geschenk des Medaillons und die Korrespondenz mit Voltaire, besonders in Frankreich war der Ruf des Schriftstellers bei den Klerikern und Gläubigen verheerend, die Angriffe des Literaten hatten sich ihnen doch sehr eingepreßt.

So richtete Francois Philibert Louseau an den Papst ein freimütiges Schreiben, in dem er darlegte, alle guten Katholiken Frankreichs hätten mit äußerstem Schmerz vernommen, daß seine Heiligkeit den „infamen Atheisten Voltaire“ durch Übersendung von zwei Goldmedaillen geehrt habe. Da der Papst ohne Zweifel nicht alle Werke dieses „Ungeheuers“ kenne, führte Louseau aus Vol-

taires Schriften mehrere blasphemische Stellen an und und bat den Papst, einen anderen französischen Dichter, Louis de Racine, Sohn des berühmten Tragödiendichters, der durch treffliche Gedichte über die Gnade und „Über die Religion“ das Wohlwollen seiner Heiligkeit verdient habe, auszuzeichnen. In einer Nachschrift sagte Louseau, er habe sich direkt an den Papst gewandt, weil der Vertreter Frankreichs in Rom ein Freund Voltaires sei. Es wurde also auch hier deutlich, daß der Schriftsteller auch in Rom Bewunderer hatte. Der Bitte Louseaus, den Dichter Racine auszuzeichnen, entsprach Benedikt, ansonsten ist aber eine Antwort unbekannt. Immer wieder sprachen den Papst aber Kleriker auf die seltsame Geistesverwandtschaft zwischen ihm und Voltaire an. So bekannte der Papst, die ihm gewidmete Tragödie „Mohammed“ mit Vergnügen gelesen zu haben. Benedikt mußte sich rechtfertigen. Er interessierte sich ebenso sehr für Geschichte und Wissenschaft wie für die Künste. So warf ihm ein Geistlicher einmal vor, er beschäftige sich zu sehr mit Dante, Tasso und Ariost und er antwortete: „Sie sind mir unentbehrlich, weil sie meinem Denken Kraft und meinem Stil Lebendigkeit verleihen.“